

Zeitschrift: Schweizer Schule

Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz

Band: 64 (1977)

Heft: 13: Gleiche Ausbildung für Knaben und Mädchen!? ; Chancengleichheit für Mann und Frau!?

Artikel: Geschlechtsspezifische Persönlichkeitsunterschiede : ein symptomatologischer und ätiologischer Beitrag

Autor: Lucker, Elisabeth

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-531174>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

justifiables – à supposer qu'ils l'aient jamais été.

En ce qui concerne *l'avortement*, la femme n'a de choix véritable que dans la mesure où la société lui ouvre une possibilité concrète et durable de garder son enfant avec elle, ou de lui permettre de vivre ailleurs, dans des conditions dignes d'un être humain. Sinon, aussi bien les adversaires que les partisans de la libéralisation de l'avortement sont dans l'hypocrisie. Les un allèguent à tort le droit de la femme à une décision libre qui reste en fait impossible, les autres font un crime d'un comportement qui n'est pas choisi.

Au niveau de *l'éducation*, les mêmes possibilités et les mêmes stimulants doivent être offerts aux filles qu'aux garçons, et les filles doivent être soumises à une sélection identique pour des études plus longues et plus difficiles.

Au niveau économique et professionnel, il faut que le principe «à travail égal, salaire égal» devienne une réalité contrôlée et assurée, que tous les niveaux professionnels soient accessibles aux femmes, que la protection de la maternité, les congés et les institutions nécessaires, à l'accueil de l'enfant, deviennent des données élémentaires de la société.

Au niveau de la vie quotidienne, les femmes quiassument souvent la charge de deux vies au moins doivent pouvoir disposer des instruments ménagers actuels d'une part, de l'aide du père de l'autre.

5. Mais il ne faut pas oublier que l'*«égalité»* est une abstraction qui ne nourrit pas le sens de la vie. Elle est parfois *condition* de

sens, elle n'en est *jamais la source*, même au niveau du travail, et à plus forte raison au niveau du couple et de la famille. Indispensable là où les choses vont mal, elle n'est qu'une fausse déclaration de guerre et une vaine exigence là où les choses vont bien. Il faudrait veiller à ne pas détruire «le noraal» au nom de l'exception et tenter, par les droits égaux, d'en restreindre les ravages. Un être humain, lorsqu'il aime, est capable d'intérioriser autrui et d'en ressentir, plus que les siennes, les peines et les joies. Mme de Sévigné avait mal à l'épaule de sa fille. Que signifie alors *«égalité»*?

6. *Ambiguïté de l'évolution actuelle*. Elle semble apporter un progrès accéléré. Pourtant:

- la libération des mœurs risque de se faire aux dépens de la femme;
- la surcharge de travail (famille plus profession) risque d'entraîner fatigue et vieillissement;
- les refus d'enfants risquent d'entraîner des frustrations et d'autres effets encore imprévisibles;
- une certaine perte du sens et du prix de la vie entraîne la perte du sens de la liberté, si bien que les hommes et les femmes pourraient se laisser également asservir;
- et si un jour, comme certains signes l'annoncent, l'homme, lui, en venait à contester la nécessité ou la légitimité du travail professionnel – *pour lui-même??*

Il importe avant tout, à travers les changements, de ne pas perdre le sens et l'amour de la condition humaine, avec ses dimensions, ses choix et ses responsabilités.

Geschlechtsspezifische Persönlichkeitsunterschiede *

Ein symptomatologischer und ätiologischer ** Beitrag

Elisabeth Lucke

Der Terminus «Geschlechtsspezifische Persönlichkeitsunterschiede» könnte «Progressisten» sicherlich veranlassen, von einer scheinbar antiquierten, überholten Fragestellung zu reden. Progressisten, die so urteilten, unterschieden nicht zwischen ihrem

Soll-Bild und dem tatsächlichen Ist-Bild im psychischen Habitus der beiden Geschlech-

* aus: «Katholische Frauenbildung», Heft 9/1974, S. 449 ff.

** Ätiologie = Ursachenlehre.

ter. Bei einer sachlichen Betrachtung unseres thematischen Gegenstandes kann zurzeit die Existenz geschlechtsspezifischer Persönlichkeitsunterschiede – bezogen auf die beiden Geschlechtergruppen, nicht unbedingt auf jedes einzelne Individuum – nicht in Frage gestellt werden; wohl können einige Hypothesen über die Genese dieser Unterschiede kritisch betrachtet werden.

In der Alltagspraxis werden nach wie vor geschlechtspersönliche Unterschiede angenommen und sogar berücksichtigt, wenn man bestimmte Ziele erreichen will. Ein sehr interessantes Beispiel hierzu stammt aus der Propaganda für die letzten Bundestagswahlen. Eine Düsseldorfer Werbeagentur hatte versucht, Frauen durch eigens für sie formulierte *Wahlkampfsprüche* zu politisieren, von denen der für die FDP werbende lautete:

*Walter Scheel trägt kein Toupet,
Ehrlich ist die FDP.*

Dieser Slogan sollte gezielte politische Information für Frauen sein. Hinter dem Inhalt dieser Information über Walter Scheel, gerichtet an Frauen, steht eine ganz bestimmte Auffassung von der Persönlichkeitsstruktur der Frau.

I. Zum Begriff «Persönlichkeit»

Es ist nicht möglich, eine allgemein anerkannte Definition vom Begriff Persönlichkeit den folgenden Ausführungen zugrunde zu legen. Die Psychologie weist hier eine Vielzahl von Auffassungen auf, man könnte geradezu von einem Stadium der Privatdefinitionen reden.

Unabhängig vom definitorischen Pluralismus ist das Phänomen Persönlichkeit jedoch durch Persönlichkeitsradikale (Grund- oder Wurzeleigenschaften. Radikal, abgeleitet von lat. radix=Wurzel) zu charakterisieren, denen fast allgemeine Anerkennung zuteil wird. Solche Persönlichkeitsradikale wie: die Anpassung, die Antriebe, die Selbstsicherheit, die Steuerungsfähigkeit, sollen im folgenden unter der Fragestellung nach geschlechtsspezifischen Differenzierungen betrachtet werden.

1. Das Persönlichkeitsradikal «Anpassung»

Aus der anthropologischen Fähigkeit zur Anpassung resultiert das Phänomen «An-

passtheit», worunter die Übereinstimmung des Verhaltens mit den Normen der Sozietät verstanden wird, in die das Individuum integriert ist. Es besteht eine seltene Einmütigkeit der Experten und Nichtexperten, hier einen geschlechtsspezifischen Unterschied in dem Sinne anzusetzen, dass durch alle Altersstufen hindurch das weibliche Geschlecht als angepasster an die Normen der jeweiligen Sozietät zu beurteilen ist.

Einige Ergebnisse aus empirischen Untersuchungen und einige Erfahrungstatsachen als Beleg:

1. Nach amerikanischen Untersuchungsbefunden an Kindergartenkindern sind vorschulpflichtige Jungen im Vergleich zu vorschulpflichtigen Mädchen häufiger als aggressiv zu bezeichnen¹. Aggressivität aber steht zur Angepasstheit in einem absolut konträren Verhältnis.
2. Erziehungsberatungsstellen werden von den Eltern häufiger wegen Schwierigkeiten mit Jungen als wegen solcher mit Mädchen aufgesucht. Es decken sich hier Angaben aus der Schweiz, aus der DDR und aus der Bundesrepublik².
3. Ähnliche Erfahrungen mit der unterschiedlichen Angepasstheit der beiden Geschlechter macht die Schule. Im Jahre 1970 veröffentlichte Otto³ eine grossangelegte und präzise durchgeföhrte Untersuchung aus der DDR, deren Ergebnisse er unter dem Titel: «Disziplin bei Mädchen und Jungen» herausbrachte. In diese Untersuchung waren knapp 2000 Lehrer und über 20 000 Schüler einbezogen. Der Verfasser hatte seiner Untersuchung drei Methoden zugrunde gelegt, von denen zwei mit ihren Ergebnissen kurz beleuchtet werden sollen:

1. Methode

Es ging um die Durchführung einer Befragung bei Schülern des 7. bis 10. Schuljahres mittels eines Fragebogenschemas, das 27 Disziplinaussagen umfasste, wie zum Beispiel rauflustig – verträglich – albern. Auf einer Skala sollte jeder der aufgeführten 27 Aussagen daraufhin beurteilt werden, ob sie mehr für Jungen, mehr für Mädchen oder gleicherweise für beide zutreffe.

Nach den Angaben von über 800 Schülern – die also zu einer Art Selbst- und Fremd-

beurteilung provoziert wurden – ordnete man 16 von den 27 angebotenen Symptomen vorwiegend den Jungen zu, wie: gewalttätig, zerstörend, grobe Disziplinverstöße, unhöflich, laut, ungehorsam, unordentlich, frech. Vier der angebotenen Symptome wurden vorwiegend den Mädchen zugesprochen, wie: albern, musterhaft, bewusst diszipliniert, schnippisch. Symptome, die beiden Geschlechtern zugeordnet wurden, waren: Unehrlichkeit, Aufsässigkeit, Unaufmerksamkeit, Gehässigkeit.

Der gleichen Befragung wurden auch knapp 2000 Lehrer unterzogen. Lehrer- und Schülerurteil zeigten in den Ergebnissen eine sehr grosse Übereinstimmung.

2. Methode

Die zweite von Otto verwandte Methode war eine Analyse der Zensuren bei mehr als 14 000 Schülern und Schülerinnen in Beiträgen, Ordnung, Fleiss und Mitarbeit. Dem kritischen Einwand von der Subjektivität des Lehrerurteils und damit der Fehlerhaftigkeit dieser Methode wurde von Otto mit dem Hinweis auf den hier stattfindenden Ausgleich wegen der grossen Zahl vorliegender Ergebnisse begegnet.

Nun das Resultat der Analyse dieser Zeugnisnoten: Die Jungen waren durchschnittlich in allen vier Bereichen (Beiträgen, Ordnung, Fleiss, Mitarbeit) schlechter als die Mädchen. Der stärkste Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern lag im Beitragen – also im Grad der Anpassung an die schulischen Normen –, der geringste Unterschied in der schulischen Mitarbeit.

3. Methode

Auch Kinder-, Jugend- und Erwachsenenkriminalität zeigen – unter quantitativem Aspekt betrachtet – dieselben Unterschiede. Ein Beispiel: Oehmke (1968) untersuchte 216 strafunmündige Kinder eines Berliner Schulbezirkes, die im 1. Quartal des Jahres 1966 strafbare Handlungen begangen hatten. Diese Gruppe von Kindern, die zwischen 7 und 13 Jahren alt waren, setzte sich zu 86 % aus Jungen und zu nur 14 % aus Mädchen zusammen⁴.

Die Jugendkriminalitätsziffer weist sowohl für West- wie für Ostdeutschland eine Verhältniszahl von 9 : 1 auf; 90 % männlichen Jugendlichen stehen 10 % weibliche ge-

genüber. Ähnlich verhält es sich mit den Ziffern der Erwachsenenkriminalität.

Diese geschlechtsspezifisch unterschiedliche Beachtung der Normen in allen Bereichen unserer Gesellschaft verlangt nach einer Erklärung. Sind die hier begegnenden Unterschiede endogenen oder exogenen Ursprungs, d. h. sind sie naturhaft, quasi biologisch, oder aber durch äussere Gegebenheiten, etwa durch die Erziehung, bestimmt?

Otto weist eine biologische Bedingtheit des undisziplinierten Verhaltens nicht ganz von der Hand; eine Auffassung, die für einen sozialistischen Wissenschaftler ungeheuerlich kühn ist, weil nach der sozialistischen Theorie die äusseren Umstände eine sehr starke Betonung erfahren. Otto meint, dass die grössere psychische Anpassungsfähigkeit des weiblichen Geschlechts ihr Äquivalent in einer auch grösseren biologischen Anpassungsfähigkeit habe, eine Aussage, die in der Literatur vielfach belegt ist (Saller 1960⁵, Hurlock 1964⁶). Allenthalben wird darauf verwiesen, dass beim männlichen Geschlecht eine grössere Anfälligkeit für pathologische Erscheinungen vorliege, dass es krankheitsanfälliger als das weibliche sei.

Zur unterschiedlichen biologischen Stabilität der Geschlechter treten auch beachtliche Geschlechtsdifferenzen in der Stoffwechsel- und Kreislauftätigkeit, im Skelettsystem und in der Muskelstruktur auf. Otto nennt diese Unterschiede «mitbedingte Komponenten des psychischen Verhaltens» (Seite 142). Doch meine ich, er erschrickt gleichsam vor seiner Courage, denn solche Aussagen entsprechen nicht der sozialistischen Ideologie von den alles bewirkenden äusseren Umständen. Und so heisst es eine Seite weiter – was leicht den Eindruck eines schizophrenen Denkens aufkommen lässt: «Wesentliche und entscheidende Impulse für die psychische Geschlechtsdifferenzierung können von der biologischen Konstitution nicht ausgehen, die psychischen Geschlechtsdifferenzen sind primär sozialbedingt.»

Die von Otto mit biologischen Vorzeichen begonnene, dann aber wieder zurückgenommene Erklärung für die psychischen Geschlechtsdifferenzen in Richtung Angepasstheit ist durch ein von ihm nicht ge-

nanntes Faktum zu ergänzen und seine erst geäusserte Auffassung von den «mitbedingenden Komponenten des psychischen Verhaltens» damit zu verstärken. Dieses Faktum sind die Unterschiede in den generativen (mit der Fortpflanzung zusammenhängenden) Funktionen und einige mit diesen Funktionen zusammenhängende Prozesse im Leben des weiblichen Geschlechts, wie: Schwangerschaft, Gebären, Stillen. Diese sind hingeordnet auf die Weitergabe und Erhaltung von Leben, mit einem personifizierten Begriff ausgedrückt, hingeordnet auf den Menschen. Wir stellen daher die Hypothese auf, dass *dem Unterschied in den generativen Funktionen ein Unterschied in der Einstellung zum Menschen entspricht*. Nun dienen bekanntlich dem Schutze des Menschen vor dem Menschen unter anderem auch Normen. Ihre Beachtung gelingt dem weiblichen Geschlecht also möglicherweise ohne grössere Konflikte, weil dem Unterschied im Bereich der generativen Funktionen als psychisches Äquivalent eine grössere Beachtung der Belange des Menschen schlechthin entspricht.

2. Das Persönlichkeitsradikal «Antrieb»

Antriebe – deren Gesamt eine Antriebsstruktur bildet – sind der Motor menschlichen Handelns und Verhaltens. Aus der Vielzahl dieser Antriebe bzw. aus der Antriebsstruktur soll für einen Geschlechtervergleich im folgenden auf den Sexualtrieb, den Geltungstrieb oder das Geltungsstreben und die soziale Strebung oder die Dubezogene Strebung verwiesen werden.

Diese drei: Sexualtrieb, Geltungstrieb, soziale Strebung repräsentieren in verkürzter Form das Antriebssystem, wie es von Lersch⁷ seinem Persönlichkeitsmodell zugrunde gelegt wurde. Lersch unterschied drei Arten bzw. Gruppen von Antrieberlebnissen:

1. die Antriebe des lebendigen Daseins, die darauf gerichtet sind, des Lebens lustvoll innezuwerden. Diesen Antrieben ist unter anderem der Sexualtrieb zuzuordnen;
2. die Antriebe des individuellen Selbstseins, die auf Ich-Erhöhung ausgerichtet sind. Ihnen ist u. a. der Geltungstrieb zuzuordnen;

3. die Antriebe des Übersichthinausseins, gemeint sind damit Antriebe, die über die Bedeutsamkeit für das Ich hinausgehen. Ihnen ist u. a. die soziale Strebung, die auf den Mitmenschen gerichtet, zuzuordnen.

Gibt es nun geschlechtsspezifische Unterschiede im Bereich des Sexualtriebes, des Geltungstriebes und der sozialen Strebung? Beginnen wir mit der Projektion dieser Frage auf den *Sexualtrieb*. Es war bisher üblich, dem männlichen Geschlecht einen um vieles stärkeren Sexualtrieb als dem weiblichen zuzusprechen. Als Belege wurden angeführt die im Vergleich mit dem weiblichen Geschlecht um vieles häufigere Ipsilonation beziehungsweise Selbstbefriedigung (*ipse = selbst*), im Jugendalter auch in der Form einer mutuellen (gegenseitigen) Ipsilonation, eine im Durchschnitt frühere Aufnahme heterosexueller Beziehungen und die insgesamt stärkere heterosexuelle Aktivität im Jugend- und Erwachsenenalter. Man tendierte dazu, von einer quasi unterschiedlich endogenen sexuellen Triebstärke der Geschlechter zu sprechen. Beobachtungen an der gegenwärtigen weiblichen Jugend stimmen mit der bisherigen Annahme von einer gewissen sexuellen Passivität nicht mehr ganz überein. Die dem weiblichen Geschlecht zugesprochene sexuelle Haltung zeigt Veränderungstendenzen in Richtung auf eine stärkere sexuelle Aktivierung. Ursache dieser Veränderung dürfte der mit der Erfindung der «Pille» eingetretene Fortfall der Angst vor unerwünschter Schwangerschaft sein. Und damit in Zusammenhang stehen Änderungen im erzieherischen Verhalten gegenüber den Mädchen. Während die bisherige Erziehung im Unterschied zu der der Jungen stärker mit sexuellen Tabus arbeitete, entfällt dieses Motiv immer mehr. Es ist im gegenwärtigen Zeitpunkt nicht abzusehen, wie weit, bedingt durch die Existenz der «Pille» bzw. durch die stark reduzierte Angst vor unerwünschter Schwangerschaft und einer sich damit wandelnden Erziehung, es zu einer *Angleichung der sexuellen Aktivität bei den Geschlechtern* kommen wird. Jene, die die Unterschiede im Grade der sexuellen Aktivität als Auswirkungen einseitiger Tabus, also als exogen bedingt interpretieren, rufen daher die Frau zur sexuellen Emanzipation auf. In diesem

Zusammenhang wurden in den letzten drei Jahren Kate Millet⁸, Ester Vilar⁹, Germaine Greer¹⁰ und Christiane van Briessen¹¹ bekannt.

Was ergibt die geschlechtsspezifische Betrachtung des *Geltungstriebes*, ohne den der Mensch zur Passivität hin tendieren würde, denn die Existenz dieses Triebes motiviert den Menschen, die unterste Stufe in der Rangordnung seines Sozialverbandes zu überwinden? Vorhandensein und Stärke dieses Antriebes zeigen sicherlich keine geschlechtsspezifischen Unterschiede, wohl aber die eingesetzten Mittel, mit denen er befriedigt wird. Instrumente der Befriedigung des Geltungsstrebens können sein: die Anziehungskraft der äusseren Erscheinung, Besitz, sachliche Leistung u. a. m.

Der *Einsatz der äusseren Erscheinung* als Mittel zur Befriedigung des Geltungsbedürfnisses spielte seit jeher beim weiblichen Geschlecht eine grössere Rolle. Diese Haltung dürfte, historisch betrachtet, durch den erst späten Eintritt in die Berufswelt bedingt sein. Es entfiel lange Zeit für das weibliche Geschlecht ein für die Befriedigung des Geltungsstrebens mehr sachliches Feld. Haltungen und Einstellungen aber, die einmal fixiert sind, werden noch lange tradiert, sofern ihnen nicht plötzlich diffamierende Beurteilungen zuteil werden. Das bedeutet, dass wir beim weiblichen Geschlecht, mit zwar einigen schichtspezifischen Unterschieden, heute im Zeitalter der *beruflichen Qualifizierungsmöglichkeiten* oft eine Einstellung vorfinden, die durch eine Synthese gekennzeichnet ist, nämlich: Wirkung durch die Leistung bei gleichzeitiger Beachtung der äusseren Erscheinung. Nur dort, wo es keine berufliche Qualifizierung gibt, bleibt der Bereich des Äusseren weiterhin alleiniges Bestätigungsfeld.

Auch in der heutigen Männergeneration greift der Einsatz von zwei Instrumentarien im Dienste der Befriedigung des Geltungsbedürfnisses, bei oft stärkerer Beachtung der äusseren Erscheinung als bisher, immer mehr um sich. An dieser Erweiterung des Instrumentariums kommt eine ganz massgebliche Rolle der Bedürfnisse weckenden Werbung zu. Sie bewirkt – vor allem in der jüngeren Männergeneration – durch geschickte Konsumanpreisung in der Befriedigung des Geltungsbedürfnisses auch

durch das Mittel der äusseren Erscheinung eine allmähliche Angleichung an die Frauенwelt. Belegende Stichworte seien: Mode, Kosmetika, Frisur, die immer mehr auch im männlichen Erleben den Charakter von Prestigewerten gewinnen.

Was erbringt eine geschlechtsspezifische *Betrachtung der sozialen, der auf den Mitmenschen gerichteten Strebung*?

Man ist gewohnt, dem weiblichen Geschlecht seit jeher eine stärkere Du-Bezogenheit als dem männlichen Geschlecht, ein stärkeres Gerichtetsein auf den Mitmenschen zuzusprechen. Als Beleg für diese Annahme galt das weite Feld der sozialen Berufe, die vorwiegend von Frauen ausgeübt wurden und werden. Dieses Beweismittel kann nicht überzeugen, wenn man beachtet, dass karitativ-soziale Tätigkeit eines der ersten und wenigen beruflichen Tätigkeitsfelder war, die man dem weiblichen Geschlecht zugestand. Eine bis dahin privatim ausgeübte Tätigkeit der Hausfrauen oder ihrer Töchter – neben dem eigenen Hauswesen auch Fürsorge für andere zu übernehmen – wurde zu einem eigenständigen Berufssektor deklariert, der im folgenden ihnen auch vorbehalten blieb.

Wenn also die starke Frequentierung sozialer Berufe durch Frauen keine Beweiskraft für einen im weiblichen Geschlecht stärkeren sozialen Antrieb hat, neigen wir trotzdem zur Aufstellung der Hypothese, dass ein *geschlechtsspezifischer Intensitätsunterschied in der Ausprägung dieses Antriebes* vorliegt.

In anderem Zusammenhang war schon darauf verwiesen worden, dass geschlechtspezifischen Unterschieden im Bereich der generativen Funktionen ein psychisches Äquivalent entsprechen müsse, das wir als Ausgerichtetetheit, als Bezogenheit dieser Hypothese hier auch auf ein Phänomen in der Verhaltensforschung hinweisen, die dafür den Begriff des Kindchen-Schemas prägte. Sie versteht darunter ein angeborenes Auslöse-Schema, das das Muttertier bei Ansicht des Tierjungen zu den biologisch notwendigen Pflegefunktionen veranlasst. Es darf im Sinne der Verhaltens-Psychologie, die sich vergleichend mit dem Verhalten von Tier und Mensch beschäftigt, sicherlich die Hypothese gewagt werden, dass das Phänomen des «Kindchen-Schemas» auch

für den Menschen gilt und dass dieses Phänomen beim weiblichen Geschlecht in Bindung an die potentiellen Funktionen Schwangerschaft, Gebären, Stillen um einiges stärker ausgeprägt ist als beim männlichen Geschlecht. Unter Beachtung der grösseren Differenziertheit der menschlichen Psyche im Vergleich mit der des Tieres dürfte des weiteren angenommen werden, dass diese *Kindchen-Schema* eine Erweiterung im Sinne eines wirksam werdenen *Menschen-Schemas* erfährt: der Anblick des Menschen, des in irgendeiner Weise Hilfsbedürftigen, übt einen Appell zum Einsatz aus. Selbstverständlich wird auf Grund der menschlichen Reflexion und Entscheidungsfähigkeit ein solches AuslösescHEMA nicht in jedem Fall zu den entsprechenden Verhaltensweisen führen.

3. Das Persönlichkeitsradikal «Selbstsicherheit»

Man tendiert dazu, dem männlichen Geschlecht ein stärkeres Mass an Selbstsicherheit zuzusprechen als dem weiblichen, das Selbstgefühl des ersteren als mehr einem sthenischen=kraftvollen Pol zuneigend zu beurteilen. Von vielen hier anführbaren Beobachtungen sei an eine aus dem schulischen Raum erinnert: Jungen zeigen mehr Selbstsicherheit als Mädchen, das Klassenziel auch bei sehr minimalem Kräfteeinsatz zu erreichen. In der amerikanischen Literatur liegt ein interessantes empirisches Untersuchungsergebnis von Clifton und Smith (1963)¹² vor: Nach einer turnerischen Veranstaltung wurden Männer und Frauen um eine Selbstbeurteilung ihrer Leistung gebeten. Das Ergebnis: selbst bei objektiv gleichen Leistungen schätzten die Frauen ihre Leistungen schlechter ein als die männliche Versuchsgruppe die ihrige. Sie zeigten also ein geringeres Mass an Selbstsicherheit. – Und wenn Rolf Hochhuth feststellt: «Selbstironie ist offenbar keine weibliche Eigenart»¹³, steht hinter dieser Aussage die psychologische Erkenntnis, dass nur der selbstsichere Mensch sich zum Objekt seiner Ironie zu machen vermag; sie reisst ihn nicht von seinem Podest der seelischen Sicherheit herab.

Erklärungen für die geschlechtsspezifisch unterschiedliche Selbstsicherheit bieten zwei tiefenpsychologische Systeme an: Die

Psychoanalyse Freuds und die Individualpsychologie Adlers. Für Freud, den Repräsentanten der Psychoanalyse, beruht die unterschiedliche Selbstsicherheit der Geschlechter in anatomischen Unterschieden im Bereich der primären Geschlechtsorgane. Er sprach dem weiblichen Geschlecht den sogenannten Penisneid zu, der sich bereits im frühen Kindesalter entwickle, dann nämlich, wenn das kleine Mädchen erlebe, dass der Junge mit einem Organ ausgestattet sei, das ihm fehle. Die hier grundgelegte Selbstunsicherheit bleibt in der Sicht der Psychoanalyse als konstanter Persönlichkeitszug erhalten.

Adler, der Begründer der Individualpsychologie, führt die grössere Selbstunsicherheit des weiblichen Geschlechts auf erzieherische Fehlhaltungen der Umgebung zurück im Sinne einer unterschiedlichen Bewertung und Behandlung der heranwachsenden Jungen und Mädchen. Unterschiedliche Bewertungen sind uns durch Redewendungen bekannt wie: Jungen sind intelligenter – Jungen sind mutiger – Jungen sind sachlicher. Mit dem Begriff vom «männlichen Protest», der eine Verhaltensweise des weiblichen Geschlechts meint, verweist Adler auf den Modus der Verarbeitung der durch die benannten erzieherischen Fehlhaltungen bedingten Minderwertigkeitsgefühle. Er versteht unter dem der Frau zugesprochenen Phänomen des männlichen Protests die Annahme männlicher Verhaltensweisen. Ge- wissermassen unbewusst schlüpft die Frau durch Annahme männlicher Verhaltensweisen in eine höher bewertete Rolle, als es ihre eigene ist, nämlich in die männliche.

Kulturpsychologische Reflexionen machen zum Teil die unterschiedliche Bewertung der Geschlechter mit einer daraus resultierenden unterschiedlichen Erziehungshaltung – die Adler in ihren Ursprüngen nicht weiter verfolgte – verständlich. Das Christentum der Vergangenheit und die mittelalterlichen und vorindustriellen Wirtschaftsstrukturen waren ausgesprochen männlich orientiert. Das Christentum, z. B. in der Gestalt von Thomas von Aquin, äusserte manche diskriminierende Auffassungen über die Natur der Frau. Und das mittelalterliche Volk der Handwerker, Bauern und Kaufleute sah sein Lebenswerk erst mit der Existenz des männlichen Erben gesichert. Später

übernahm der Namenserbe die Funktion des Besitzerben: «Hurra, der Stammhalter ist da.»

Die Hochschätzung des Männlichen und ein besonderes Anspruchsniveau gegenüber dem Männlichen sind noch in vielen Redewendungen erhalten wie: ein Junge flennt nicht – ein Junge fürchtet sich nicht. Unterschwellig können solche Redewendungen bei kleinen Mädchen den Keim zu einem geschwächten Selbstgefühl legen.

4. Zum Persönlichkeitsradikal «Steuerungsfähigkeit»

Steuerungsfähigkeit ist hier verstanden als Ich-Kontrolle des Verhaltens, an der in entscheidender Weise der Wille beteiligt ist. Unter geschlechterpsychologischem Aspekt nahm einstmals Lersch Stellung zur Frage des Willens in der Persönlichkeitsstruktur von Mann und Frau. Er unterschied am Phänomen des Willens zwei Seiten: die Willensstosskraft und die Willensspannkraft; Stosskraft zur Beseitigung momentaner Widerstände, Spannkraft zum Verharren in der Zeit gegenüber Widerständen. Lersch vertrat die Auffassung, dem männlichen Geschlecht ein Mehr an Stosskraft als dem weiblichen zuordnen zu müssen. Er leitete sein Urteil aus der für ihn noch strengen Zuordnung der Geschlechter zu einer innerhäuslichen und einer ausserhäuslichen Welt mit unterschiedlichem Aufgabencharakter ab. Er meinte, dass in der ausserhäuslichen Welt die Auseinandersetzung mit Widerständen eine dominierendere Rolle spielt als in der innerhäuslichen Welt, und schloss daraus, dass folglich der Wille im funktionalen Ganzen des männlichen Seelenlebens eine andere und führendere Position einnehmen müsse als bei der Frau¹⁴. Lersch, 1969 verstorben, bezog keine Stellung mehr zu der sich aufdrängenden Frage, ob parallel zur starken Veränderung des Lebens der heutigen Frauengeneration durch eine ebenfalls starke berufliche Inanspruchnahme, die sich oft bis zu einer Doppelfunktion erweitert (gleichzeitige Ausübung familiärer und beruflicher Funktionen), auch eine Veränderung in der Willensstruktur zu beobachten sei. Unseres Erachtens ist die Annahme von geschlechtsspezifischen Unterschieden im Bereich der Steuerungsfähig-

keit – im wesentlichen eine Funktion des Willens – nicht haltbar.

II. Zur Frage nach den Ursachen «noch» fassbarer psychischer Geschlechtsunterschiede

Ähnlich wie bei der heute aktuellen Frage nach den Entwicklungsbedingungen von Intelligenz und Begabung wird auch im Zusammenhang mit unserem Gegenstand die Alternativfrage nach einem primär *endogenen* (Anlage) oder mehr *exogenen* (Umwelt) Ursprung gestellt.

In der Vergangenheit überwog die Auffassung von der endogenen Bedingtheit der geschlechtsspezifischen Unterschiede. Repräsentativ für Wissenschaftler dieser Richtung waren *Buytendijk*¹⁵ und *Lersch*. Den ersten Anstoss zu einem Umdenken gaben ethnologische (völkerkundliche) Forschungsergebnisse, wie sie von der Amerikanerin *Mead* veröffentlicht wurden. Mead hatte in Feldforschungen bei sieben voneinander getrennten Südsee-Völkern festgestellt, dass je nach dem erfahrenen Erziehungsstil: 1. die Männer und Frauen bestimmter Südsee-Völker sich in ihrem psychischen Habitus in keiner Weise unterschieden, dass 2. andere Völker dem Vorstellungsstereotyp unseres Kulturkreises entsprachen und dass 3. bei wieder anderen die Frauen mit unserem Vorstellungsbild vom Manne und die Männer mit unserem Vorstellungsbild von der Frau korrespondierten, d. h. die Männer waren weich und tändelnd, die Frauen energisch und angriffslustig¹⁶.

Meads Forschungsergebnisse wurden in die Aussage gemünzt: männliches und weibliches Verhalten sind erlerntes Verhalten. Auf die Frage, wann und wie dieser Lernprozess abläuft, wurde in den USA der Begriff des *sex-typing* (Ausbildung des geschlechtsspezifischen Typus) geprägt. Einige empirische Untersuchungsergebnisse aus der DDR und dem angloamerikanischen Raum belegen, dass das *sex-typing* im wesentlichen bereits im vorschulischen Alter abgeschlossen zu sein scheint. *Dannhauer* veröffentlichte 1969 Untersuchungsergebnisse über die Entwicklung des Spielverhaltens bei Jungen und Mädchen. Er untersuchte eine Kleinkindergruppe von 60 Jun-

gen und 60 Mädchen im Abstand von 6 Monaten. Das erstmal lag das Alter der Gruppe bei 1,9–2,3 Jahren – das zweitemal bei 2,4–2,9 Jahren. Den Kindern wurde sogenanntes typisches Mädchen- und Jungen-spielzeug geboten: Puppenmaterial und Fahrzeuge mit Bauwürfeln. In der ersten Untersuchung griffen 41 % der Mädchen auch nach dem Traktor; in der zweiten Untersuchung, ein halbes Jahr später, nur mehr 28 %. Diese Veränderungen in der Spielzeugwahl in Richtung auf rollengeprägtes Verhalten führte Dannhauer auf Einwirkungen der Umgebung zurück, u. a. auf ihr Schenkverhalten gegenüber den Kindern¹⁷. Amerikanische Untersuchungen wiesen nach, dass die Geschlechterrollen der Jungen früher festgelegt zu sein scheinen als die der Mädchen. *De Lucia* (1963) zeigt auf, dass schon dreijährige Jungen Mädchen-spielzeug ablehnen, dass dreijährige Jungen in Rollenspielen bereits Mädchenrollen negieren¹⁸. Gesell behauptet, dass 2- bis 5jährige Knaben sich bereits häufiger als Mädchen ihrem Geschlecht zuordnen¹⁹. Die Gesellschaft scheint also der Entwicklung der männlichen Rolle mehr Beachtung zu schenken als der der weiblichen Rolle.

Abschliessend sei festgestellt, dass nach amerikanischen Untersuchungsergebnissen die Identifikation mit dem eigenen Geschlecht im Alter zwischen 7 und 12 Jahren abgeschlossen sein soll. Alle diese Befunde sind sehr interessant, aber eine Nachuntersuchung in unserem Raum wäre sehr zu empfehlen.

Bei der Beantwortung der Frage nach den Ursachen der geschlechtsspezifischen Differenzierung dominiert zurzeit – wie in den Erörterungen über die Genese der Begabung – die Auffassung von ihrer exogenen Bedingtheit, die Auffassung von der Macht der äusseren Umstände.

III. Ansätze einer Kritik

Immer mehr Gegenstimmen werden laut, dass die Existenz auch endogen bedingter, angeborener Unterschiede nicht negiert werden könne²⁰. Die Beweisführung zur Abschwächung der exogenen oder soziogenen Theorie verweist auf Argumente, die aus folgenden Disziplinen gewonnen werden:

1. Aus der Verhaltensforschung
2. Aus der Hormonlehre
3. Aus der Humanpsychologie.

Die *Verhaltensforschung*, deren Forschungsobjekt das Verhalten des Tieres ist, kann im Unterschied zur Humanpsychologie bei ihren männlichen und weiblichen Versuchstieren konstante Umweltbedingungen schaffen. Etwaige anfallende Ergebnisunterschiede im Verhalten der Tiere können somit auf das Wirken endogener Faktoren zurückgeführt werden. Und die Verhaltensforschung bestätigt bei ihren männlichen und weiblichen Versuchstieren die Existenz *endogen bedingter psychischer Unterschiede*. Ihre Erkenntnisse sind in Grenzen auf den Menschen übertragbar, wie es z. B. auch in der Lernpsychologie geschieht. Wir hatten bereits an anderer Stelle auf das von der Verhaltensforschung herausgestellte Phänomene des Kindchen-Schemas verwiesen und unter Berücksichtigung seiner Existenz andere geschlechtsspezifische Phänomene abgeleitet.

Auch die *Hormonlehre* verweist auf Grenzen der exogenen bzw. soziogenen Theorie: Es gibt eine Behandlungsmethode bösartiger Geschwülste wie die des Prostatakarzinoms beim Mann und des Mamma- oder Brustkarzinoms bei der Frau mit gegenseitlich geschlechtlichen Hormonen: Männer werden mit weiblichen Hormonen, Frauen mit männlichen Hormonen behandelt. Diese Therapie ergibt in vielen Fällen nicht nur gewisse Veränderungen in den sekundären leiblichen Geschlechtsmerkmalen, z. B. Brustbildung, Fettansatz, Bartwuchs, sondern auch Veränderungen im psychischen Habitus, das heisst Verhaltensänderungen beim Mann in Richtung auf sogenannte weibliche Züge, bei der Frau in Richtung auf einige sogenannte männliche Züge.

Die bisher weitreichendsten Untersuchungen auf diesem Gebiet wurden von Money am Psychohormonalen Forschungszentrum der John Hopkins-Universität durchgeführt, das u. a. sich auch mit einer Analyse psychischer Entwicklungsverläufe bei hormonellen und chromosomal Anomalien und Entwicklungsstörungen beschäftigte. Unter anderem konnte am Beispiel der psychischen Entwicklung von Frauen, die am AGS-Syndrom (Androgenitales-Syndrom; Androgene: Sammelbegriff für Stoffe, die

männliche Geschlechtsmerkmale fördern) litten, bei dem es auf Grund von erbgenetischen Störungen zu einer überstarken Produktion von männlichen Nebennierenrindenhormonen kommt, nachgewiesen werden, dass diese Frauen «im Vergleich zur normalen weiblichen Population deutlich stärker ausgeprägte männliche Einstellungen und Haltungen zeigten»²¹. Diese und andere Forschungsergebnisse unterstützen also die Annahme von auch angeborenen psychischen Geschlechtsunterschieden, die gebunden sind an verschiedene Geschlechtskörper, wie sie sich von der Befruchtung an entwickeln.

Als Letztes noch ein Beitrag aus der *Humanpsychologie*, der ebenfalls die alleinige Anerkennung exogener Wirkkräfte negiert. Dieser Beitrag ist die schon 1935 von W. Stern formulierte Konvergenztheorie: Sie besagt, dass in der Entwicklung des Menschen Anlage und Umwelt, also endogene und exogene Faktoren, konvergieren²².

Mittels der Konvergenztheorie, der Hormonforschung und dem Wissen um die grosse Plastizität der menschlichen Psyche lassen sich nun auch die interessanten Forschungsergebnisse von Mead in einer Weise interpretieren, die über die Nuranerkennung der alles bewirkenden äusseren Umstände hinausreicht: *Die endogene Ausstattung des Menschen bedeutet nicht punktuelle Festlegung, sondern Entwicklungsmöglichkeit innerhalb eines bestimmten Spielraumes. Und nur innerhalb dieses gesetzten Spielraumes werden Entwicklungsrichtung und Entwicklungsniveau von den exogenen Kräften bestimmt.*

Bekanntlich produziert jedes Geschlecht Hormone des eigenen und des anderen Geschlechts, wobei die eigengeschlechtlichen Hormone dominieren. Die Entwicklung von andersgeschlechtlichen Eigenschaften liegt wegen des Besitzes von auch andersgeschlechtlichen Hormonen bei bestimmten äusseren Gegebenheiten also im Bereich des Möglichen; denn es war schon die Rede davon, dass die Hormone ihre psychischen Äquivalente haben. Und diese psychischen Äquivalente – die eigen- wie andersgeschlechtlichen – können auf Grund der Plastizität der Psyche durch exogene Faktoren Verstärkungen oder Abschwächungen erfahren, die dann auch Geschlechterbilder

ergeben, wie sie von Mead beschrieben wurden.

Anmerkungen

- ¹ Sears, R. R. et al.: Identification and child-rearing (Stanf. Univ. Press, Stanford 1965) zit. nach Lehr, U.: Die Frau im Beruf, Athenäum Verlag, Frankfurt, 1969, S. 16.
- ² Otto, K. H.: Disziplin bei Mädchen und Jungen, Volk und Wissen, Berlin 1970, S. 107/109.
- ³ Otto, K. H.: a. a. O.
- ⁴ Oehmke, E.: Grundsätze eines rechtlichen Systems der Erfassung und Behandlung von Kinderdelikten. Jur. Dissertation, Zit. nach Otto K., a. a. O., S. 111.
- ⁵ Saller, K.: Die Biologie der Familie. Greifenverlag 1960, Zit. nach Otto, K. H.. a. a. O., Seite 111.
- ⁶ Hurlock, E. B.: Child Development. McGraw-Hill Book Comp. New York, London 1964, Zit. nach Otto K. H., a. a. O., S. 126.
- ⁷ Lersch, Ph.: Vom Aufbau der Person. Barth, München 1970.
- ⁸ Millet, K.: Sexus und Herrschaft. Die Tyrannie des Mannes in unserer Gesellschaft. Verlag Kurt Desch, München, Wien, Basel 1971.
- ⁹ Vilar, E.: Der dressierte Mann. Bertelsmann, Gütersloh 1971.
- ¹⁰ Greer, G.: Der weibliche Eunuch. Aufruf zur Befreiung der Frau. Fischer Verlag, Frankfurt 1971.
- ¹¹ von Briessen, Chr.: Der Männlichkeitswahn. Mutmassungen über ein verirrtes Geschlecht. Bergisch-Gladbach 1971.
- ¹² Clifton, M. A. und Smith, H. M.: Comparison of exposed selfconcepts of highly skilled males and females concerning motor performance. Percept. motor skills 16: 199: 201 (1963), Zit. nach Lehr, U.: Die Frau im Beruf, Athenäum Verlag, Frankfurt 1969, S. 20.
- ¹³ Hochhuth, R.: Sie haben die Macht von Natur – haben sie auch eigene Ziele? Aus einem Nachwort zu einer neuen Lysistrata FAZ, 16. 10. 1973.
- ¹⁴ Lersch, Ph.: Vom Wesen der Geschlechter, Erasmus, München 1947.
- ¹⁵ Buytendijk: Die Frau, Natur, Erscheinung, Dasein. Köln 1953.
- ¹⁶ Mead, M.: Mann und Weib, Stuttgart 1959.
- ¹⁷ Dannhauer, H.: Untersuchungen zur geschlechterpsychologischen Differenzierung. In: Pädagogik 2. Beiheft 69. Zeitschrift für Theorie und Praxis der sozialistischen Erziehung.
- ¹⁸ De Lucia, L. A.: The toy-preference test: a measure of sex-role identification. Child Development 34: 107–117. 1965, Zit. nach Lehr, U.: Die Frau im Beruf, Athenäum Verlag, 1969, Seite 23.
- ¹⁹ Gesell, A. u. a.: The first five years of life (Harper). New York 1940, Zit. nach – wie Nr. 18.

²⁰ Lucke, E.: Seelisch-geistige Geschlechtsunterschiede – angeboren, anerzogen? In: Katholische Frauenbildung 11/1964.

²¹ Ohne Verfasserangabe: Nachdruck aus Peri-

skop Vol. 2 Nr. 20 vom 14.12.1972. In: Mitteilungsblatt des Deutschen Akademikerinnenverbandes I/1973.

²² Stern, W.: Allgemeine Psychologie auf personalistischer Grundlage, 1935.

Die Frau im Lehrberuf zwischen Leistungsanspruch und Leistungsethos*

Hildegard Bogerts

Bei dem nachfolgenden Beitrag handelt es sich um einen Vortrag, der auf der 80. Bundeshauptversammlung des VkdL am 5. Juni 1976 in Münster/Westfalen gehalten worden ist. Die in gekürzter Form vorgetragene Festrede erscheint hier in vollem Umfang; der Redestil wurde beibehalten.

Im vorigen Jahr hat der Verein katholischer deutscher Lehrerinnen sein 90jähriges Bestehen gefeiert. Er war 1885 der erste überregionale Lehrerinnenverein mit ideellem Programm, dem bald weitere folgten, z. B. 1890 der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein.

Wer sich die Mühe macht, die Motive dieser Vereinsgründungen zu studieren, wird feststellen, dass die damalige Generation eine beachtliche Kulturleistung erbracht hat:

In einer Zeit des Umbruchs und erwachender Frauenkraft suchten Lehrerinnen und Erzieherinnen – Frauen mit der damals für ihr Geschlecht einzigen möglichen höheren Bildung – an der Spitze der deutschen Frauenbewegung die Kräfte der Frau für die Kulturwelt neu zu erschliessen. Sie verstanden es, dem Vorurteil von der Minderwertigkeit der Frau zu begegnen und in einer Zeit aufstrebender Wissenschaftlichkeit nachzuweisen, dass die Frau ohne Verlust an Weiblichkeit zu intellektueller Leistung fähig ist, ja dass sie wissenschaftliche Studien nicht isoliert, sondern in ihr Menschsein integrierend betreibt.¹

Diese Frauen wollten sich weder mit einer Halbbildung von Gnaden des Mannes begnügen, noch nach Art des Mannes ihr Studium betreiben bzw. ihren Beruf ausüben,

sondern als freie Menschen, in eigener Verantwortung und in kollegialer Zusammenarbeit mit dem Manne wirken.

Katholische Lehrerinnen suchten dem aus der Mitte ihres Glaubens zu entsprechen. Stärkung des *Berufsethos* war darum auch das zentrale Anliegen Pauline HERBERs auf der ersten Hauptversammlung des Vereins 1886 in Moselweiss bei Koblenz, also vor genau 90 Jahren. Nach den Schwierigkeiten des Anfangs ermutigte sie ihre Kolleginnen mit folgenden Worten:

«Lassen Sie uns gemeinsam trachten, unseren Beruf zu verstehen, und wir werden ihn dann auch immer besser verstehen; lassen Sie uns einen edlen Wettstreit beginnen, ihn auszufüllen durch gediegene Leistungen, und wir werden ihn würdiger ausfüllen; lassen Sie uns uns verbünden zur Heiligung unseres Lebens, und wir werden alle an Gnade vor Gott und an Achtung vor den Menschen gewinnen.»²

Pauline HERBERs Worte richten sich heute an uns. – Wir stehen unter dem Leistungsanspruch unserer Zeit. Wir können uns ihm nicht entziehen, wir wollen es auch nicht, insofern wir unseren Beruf als Anruf verstehen, in und mit unserer Zeit zu wirken. Daraus erwächst uns – wie den Kolleginnen damals – eine doppelte Pflicht: Erstens haben wir die Aufgabe, die heutige Schul- und Berufssituation nüchtern und kritisch zu analysieren, um uns berechtigten Leistungsansprüchen zu stellen und solche zurückzuweisen, denen wir aus Verantwortung vor Gott und den Menschen nicht entsprechen können.

Zweitens haben wir die Pflicht, uns selbst treu zu bleiben, d. h. als Frauen unsere Gaben und Talente, unsere Erfahrungen und